



Sylbester in einer deutschen Stadt.

Der Sylbester-Bräutigam

Humoreske von Julius Knopf.

So pendelte Gintter hin und her zwischen den beiden Mädchen. Es ging ihm, wie Alcaam's Fiel: zweifeln, wo er anheften sollte, machte er bei Keiner ernst. Wohl wußten die Mädchen um seine Bemühungen, sie mochten ihn auch gern — namentlich hatte Thea ihn in der Herz geschloffen — aber so emanzipiert waren sie denn doch nicht, daß sie ihm einen Antrag machten und sich ihm zu Füßen legten.

Die zwölfte Stunde nahte, das alte Jahr ging zu Ende.

Sein Gesicht ward schmal und klein, die Augen blinzelten immer trüber und verschlafener und nun... die nahe Kirchenglocke läßt ihre metallenen Schläge ertönen... zehn — elf — zwölf. Das alte Jahr ist tot, man drückt ihm die Augen zu, man läßt das fremde Ankleiden hinein, das vor dem Tor munter der Einladung gebarrt: ein neu Gesicht, ein neues Jahr.

Den ganzen Tag über war der scharfe Nordwind durch die Straßen der Stadt geblasen, und die Wasserpfützen, welche der schmelzende Schnee herabgebracht, waren wieder gefroren. Stilles Eis lag in der Luft, auf den Straßen traxten und scharrten die Kehrer das glatte Eis fort, ein angenehmes Geräusch für nervöse Ohren. Erst gegen Abend wurde es wieder milder, und nun löste sich die Kälte in einen starken Schneefall auf, der die Stadt wie mit einem weißen Leichentuch bedeckte.

Denen, die am Stammtisch des Restaurants „Schubert“ saßen, war indes durchaus nicht leichtmütig zu Mut. Sie zechten, potulierten und schmauseten nach Herzenslust, denn so war es im Restaurant Schubert Brauch gewesen von Alters her: am Abend, an welchem das scheidende Jahr ganz zur Rüste ging, halten die Stammtische freie Feste. Das wurde wirklich ausgenutzt und selbst die Mäßigsten wurden zu großen Zechern vor dem Herrn. Denn es liegt nun einmal in der menschlichen Natur: sowie einem die gebatlenen Tauben in den Mund fliegen, speret man ihn soweit auf, daß man den Kinnbadeentwurf bekommt.

Man jöhlt, jubelt, schreit und singt die „Wacht am Rhein“ und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, Gintter umarmt den alten Dümchen und erkältet weinend, daß er seine Schwäger liebe. Schlingend erwidert Dümchen, daß ihm Gintter als Schwägerjohn hochwillkommen sei. Auch Frau Dümchen umarmt ihn, während ihr dicke, heiße, gerührte Tränen über die Wangen rollen. Die Stimmung hat den höchsten Grad der Ausgelassenheit erreicht. Kein Mensch weiß mehr was er sagt, fragt, tut. Eine allgemeine Verbrüderung hebt an, in dieser erhabenen, feierlichen Stunde wird Gintter der Bräutigam Fräulein Dümchens. Zur Weisheit des Bundes steht ihm der Schwiegerater seinen blühenden Brillanten auf den Finger. Man beglückwünscht das junge Paar und läßt es hochleben. Wieder ein Anlaß zum Trinken.

So wurde denn auch von der Schubert'schen Korona weit über den Durst getrunken: man ließ das alte Jahr hoch leben, brachte dem neuen einen Ruhschlaf, trant auf den alten, freundlichen Wirt, auf seine erste Frau, auf seine zweite Frau, auf die Kinder, und schließlich, als es garnichts mehr zu toasten gab, ließ man die Damen hochleben. Denn auch dieses war geheiligte Sitte: während des ganzen Jahres durften keine Damen den Stammtisch entweihen, an welchem ernste Männer ihren heiligen Stat klopfen. Am Sylbesterabend aber waren sie geduldet und sie durften vom Redentisch zum Stammtisch avancieren. Zum großen Ergötzen des jungen Gintter.

Als Gintter an den Stammtisch der alten Stat Veteranen gekommen war — er wußte es selbst nicht mehr. Genuß, die Tafelgeschichte bestanden, daß er jeden Abend mit dem gemüthlichen Dümchen und dessen Schwäger bei den bunten Wäntern saß und um die Viertelstunde statete. Er verlor oft, und das machte nicht etwa, weil er geborener Statibot war — die beiden Anderen münzten auch nicht besser — nein, daran trugen Maria und Thea die Schuld.

Maria und Thea! Beide jung, hübsch, des reichen Dümchens Tochter; die Eine mit hellen Augen und dunklen Haaren, die Jüngere mit hellen Haaren und dunklen Augen. Sein weiches, weites Herz pochte für sie Beide. Maria herb, stolz, verschlossen und vornehm — Thea lustig, gemüthlich mit hurtigem Plappermündchen. Gern hätte Gintter sie alle Beide geheiratet, aber das ging nicht gut an aus verschiedenen Gründen. Erstens wären sie kaum damit einverstanden gewesen, die Rolle der beiden Gräfinnen von Gleichen zu spielen; zweitens befristet es das deutsche Reichsgesetz, das dafür den traulichen Namen „Bigamie“ kennt, und zum dritten wäre es ihm unmöglich gewesen, zwei Frauen zu ernähren. Und das war ausschlaggebend.

baren Ring in den Nacken. Immer tiefer sank der Nebel, immer klarer wurde es.

Mit einem Satz sprang er aus dem Bette. „Herzli, er war ja verlobt!“

Der Ring war so eine Art Abschlagszahlung auf die zu erwartende Mitgift. Also richtig verlobt. Daran war nicht zu rütteln. Der Vater hatte ja gesagt, die Mutter hatte ja gesagt, die Tochter hatte... Enkelchen ergriffen ihn, stöhnend sprang er in's Bett zurück. Eine Frage tauchte in ihm auf, eine schicksalsschwere:

„Welche Tochter hatte ja gesagt?“

Er wußte es nicht mehr. Schrecklich — fürchterlich — grauig! Er liebte — er wußte nicht wen; er war verlobt, er wußte nicht mit wem. Soth' einen Bräutigam gab es auf Gottes weitem Welt nicht.

Heiraten wollte er ja ganz gern. Es ist nun einmal der Beruf des Mannes, sich mit einer Frau herumzuergern. Aber wenigstens mußte er doch wissen, mit welcher Frau!

Allmählig beruhigte sich Gintter. Na, wenn er sich auch nicht mehr enttann — tat schließlich nichts. Er würde sich schon so diplomatisch anstellen, das Dümchens nichts merkten. Nur immer labieren und sich keine Blöße geben! Und dann würde ihm ja auch die Braut mit einem Kuß an den Mund springen.

Gemüthlich zog er sich an, führte seinen revidierenden Schädel eine Stunde spazieren, kaufte ein großes Bouquet für 4,50 Mark und ging zu seinem Fräulein Braut. Klopfen den Herzenz sitz er die zwei Treppen hinauf. Ihm war doch ein wenig bekommen zu Mut.

„Thea — Maria; Maria — Thea.“ Er räusperte sich an den Knöpfen des Anzuges. Einmal Maria, einmal Thea. Zum Teufel, mit dem Knopforakel!

Energisch klingelte er; das Mädchen öffnete ihm und führte ihn in den Salon, in welchem die ganze Familie Dümchens versammelt war. Höflich grüßte er und schaute sich erwartungsvoll um. Aber siehe da! keine Braut sprang ihm mit einem Kuß an den Mund. — Eßt spießbürgerliche Brüderlei! Er wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und sagte daher nur sehr wenig. Auch die Schwiegereltern und die Mädchen waren, im Gegensatz zu ihrer sonstigen Geflogenheit, sehr wenig rege. — Ob sie die Sache berieten? Oder nur einen Augenblick hatten?

Verlegen drehte er das Bouquet, das er hinter'm Rücken verbarg, und plazierte es in einem unbewachten Augenblick in eine Wase. Man sprach vom neuen Jahr, vom schönen Wetter, und endlich lud ihn die Alte zum Mittagbrot ein. Das war doch wenigstens etwas.

Thea blidte ihn jählich an. Ob sie es war? Na, natürlich, so betrachtete er eine nur seine Braut. Und wie hübsch sie aussah, süß, zum Abküssen. Schon wollte er — aber da sah er Maria's Blicke auf sich ruhen; auch jählich, auch noch Braut. W-fo sie! — Himmel, welche von Beiden? Das war einfach zum Verzweifeln.

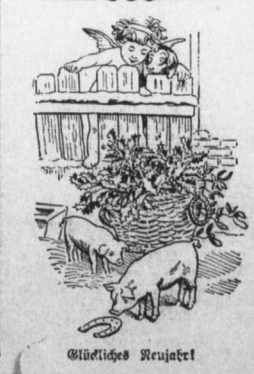
Eine peinliche, verlegenheitschöne Pause. Ihm trat der Angstschweiß auf die Stirn. Er entfaß sich, so schauerhaft war ihm nur einmal zu Mut gewesen. Damals, nach dem mündlichen Willensentscheid — Eramen, vor dem Verlobten der Resultate. Wie ein Alp lag's auf seiner Brust, und förmlich bestreut war's für ihn gewesen, als der lange Schultr mit der ironischen Brille veränderte: Max Gintter — nicht Lesabender.

„Woran denken Sie?“ unterbrach Thea seine Träumereien. Der Antwort wurde er überhoben, denn es klingelte, und ein Mädchen überbrachte einen Rosenblumentorb. Ein Kuvert lag darin.

Wie die hungrigen Tiger stürzten sie alle auf den Brief. Die Schwiegermutter erwischte ihm zuerst, riß ihn auf und las:

„Der bräutlichen Thea
Der Stammtisch.“

Und da geschah's. Thea ließ mit ausgebreiteten Armen zu dem glücklichen Bräutigam und sprang ihm mit einem Kuß an den Mund. Und endlich wußten Dümchens und Gintter, welche von Beiden die glückliche Braut war.



Gütliches Neujahr!

Bierseier.
Von Marie Lyrol.

Wohl sollst du für die Zukunft sorgen und fragen, was sie fordern mag — Doch näher steht dir noch das Morgen, Zu allernächst der heut'ge Tag.

Einen Cuell, aus dem du Labung trankst,
Als du matt am Wege niederstankst,
Einen Stern, der dir mit mildem Licht Eintr in Nacht erstrahlte, — vergiß sie nicht!

Die Gotteswelt ist best'her Schönheit voll,
Doch brauchst du klare Augen, sie zu lassen,
Wenn sie ein Leuchten dir im Herzen lassen.
Wenn sie beglückend dich erfüllen soll.

Tatest du, weil du nicht anders konntest,
Jemand Liebes, laß dich's nie gehen —
Daß du beines Nächsten Pfad besonntest.
Daran sollst du, selbst enttäuscht, dich freuen.

Scrimlehr.

Roman von A. von Gersdorff.

Langsam lösten sich blutrote Blätter von den Zweigen, als würden sie von jager Hand geknickt. Hin und her schwanen sie in der Luft, dann taumelten sie in stiller Vergessenheit zur Erde.

Sinnend schaut die Frau hinauf in den Kaffianenbaum, unter dem sie sitzt. Er leuchtet so golden, als wäre es noch Sommer und hätte sich die Sonne in ihm verfangen.

Wieder ist es Herbst und noch ist sie allein. Wie lange soll sie seiner warten? Langsam streicht sie mit der Hand die Haare von den Schläfen, die schon graue Fäden aufweisen.

Seit er von ihr gegangen, ist gar oft schon der Nachtigall Liebeslied verklungen und der heißen Rose Blut verblüht. Und manchmal Mal schon freute der Herbst mit lachender Hand seine bunten Freuden. Wieviel Gemüth, wieviel Liebe hat ein Weib, das einsam auf den Geliebten harret...

Nun ist es Herbst in ihrem Leben geworden. Aber sie kann nicht wie andere Menschen fröhlich sammeln. Sie gab ihm ihre Schätze hin, alles was sie besaß gab sie ihm mit freudigem Herzen.

Und als die Abschiedsstunde schlug nahm er sie in seine Arme und küßte ihren blonden Scheitel und küßte ihre blauen Augen und küßte ihre roten Lippen. „Ich kehre zurück, gebühre dich, Ludmilla. Vertraue mir. Ich kehre heim zu Dir. Morgen geht mein Schiffal entgegen, denn ich so leicht kein Sterblicher entzieht; zugleich funderte er damit aber auch, daß er wie andere Menschen Furcht vor den Qualen des Wartens habe. Und wer wäre frei davon? Wer hätte nicht schon empfunden, welches Entzöhen, welches Herben in den Augenbilden des Wartens liegt. Doch was spreche ich von Augenbilden! Für den Wartenden gibt es keine solchen, für ihn werden die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Ewigkeiten. Jeder Wendelschiff der Uhr legt ihm eine drückende Last auf das Herz, jedes nahe und sich wieder entfernende Geräusch ist eine Marter für das Gehirn, dem es unmöglich ist, eine Beschäftigung zu erfinden, die über die endlos scheinende Zeit hinwegzuführen vermag. Wie viele Bücher kann ein Wartender öffnen und schließen, wie oft sich an die Arbeit setzen und wieder aufstehen, das Zimmer verlassen und dahin zurückkehren, das dem Fenster sehen, mit großen Schritten auf- und ablaufen — alles in dem Zeitraum von weniger als einer Viertelstunde. Er mag sonst niemals ein eifrig darauf bedacht sein, seine Zeit gut und nützlich anzunwenden; er mag stundenlang ins Blaue starren, einen großen Teil des Tages auf müßige Werke verbringen können — die kurze Spanne Zeit, die er zu warten gezwungen ist, scheint ihm unendlich tollbar, ihr Verlust unerträglich, ein Raub an seinem und dem Glück anderer. Der Wartende wird leicht heftig, reizbar, unzufrieden mit sich und der Welt, und nur wenige Menschen gibt es, die diese Prüfung bestehend, Gemüthsruhe und Gleichmut bewahren.

Die Rebe lagen über den Weiden, wie der Schleier einer Braut, die auf den Bräutigam wartet. Und der Herbst streute rote, braune, gelbe, grüne Blätter in den Schleier der Braut, damit sie festlich geschmückt sei, wenn der Ersehnte käme...

„Ich warte auf Dich!“ Schlich, einfach sagte sie es, aber ihre Worte gaben ihm alle Kraft, die er brauchte auf die lange Wanderfahrt.

Er ging. Raslos trieb es ihn vorwärts. Bald lehre ich zurück! schrieb er wohl, aber die Ferne lodte ihn mit ihren Spinnweben, rings um sie wußte er, er war glücklich, ringend im Wechsel des Lebens zu stehen. Siege, die ihm ohne Kampf zufließen, achtele er nicht. Das Gesicht sollte sich seinem Willen beugen, so war ihm das Leben Gemüth.

Wie ein Nebel lagen über den Weiden, wie der Schleier einer Braut, die auf den Bräutigam wartet. Und der Herbst streute rote, braune, gelbe, grüne Blätter in den Schleier der Braut, damit sie festlich geschmückt sei, wenn der Ersehnte käme...

„Ich warte auf Dich!“ Schlich, einfach sagte sie es, aber ihre Worte gaben ihm alle Kraft, die er brauchte auf die lange Wanderfahrt.

Er ging. Raslos trieb es ihn vorwärts. Bald lehre ich zurück! schrieb er wohl, aber die Ferne lodte ihn mit ihren Spinnweben, rings um sie wußte er, er war glücklich, ringend im Wechsel des Lebens zu stehen. Siege, die ihm ohne Kampf zufließen, achtele er nicht. Das Gesicht sollte sich seinem Willen beugen, so war ihm das Leben Gemüth.

Wie ein Nebel lagen über den Weiden, wie der Schleier einer Braut, die auf den Bräutigam wartet. Und der Herbst streute rote, braune, gelbe, grüne Blätter in den Schleier der Braut, damit sie festlich geschmückt sei, wenn der Ersehnte käme...

„Ich warte auf Dich!“ Schlich, einfach sagte sie es, aber ihre Worte gaben ihm alle Kraft, die er brauchte auf die lange Wanderfahrt.

Er ging. Raslos trieb es ihn vorwärts. Bald lehre ich zurück! schrieb er wohl, aber die Ferne lodte ihn mit ihren Spinnweben, rings um sie wußte er, er war glücklich, ringend im Wechsel des Lebens zu stehen. Siege, die ihm ohne Kampf zufließen, achtele er nicht. Das Gesicht sollte sich seinem Willen beugen, so war ihm das Leben Gemüth.

„Du, rieh' mal, was Lude für 'ne Havana raucht.“
„Na, der riecht nich's Schlechtes.“

ihre Gestalt ein, als ob der Friede sie koste.

Da waren Angst, Sorgen, Kämpfe und Siege, alles vergessen. Wegete die Jahre der Trennung. Mit einem Ruck riß er die Tür auf. „Ludmilla!“ rief er juchzend, „da bin ich! — Heimgekehrt, Ludmilla.“ Klüßterte er trunken vor Seligkeit und umklammerte die erschrockene Frau.

Sie schaute ihn an, lange, lange, fragend, zweifelnd, hoffend, ruhte ihr Blick auf ihm. Stumme Zwiegespräche liefen beider Lippen, beider Augen. Sie hielten sich umschlungen. „Du bist mein Ich!“ Welcher Mund klüßterte diese Worte? Sie wußten es nicht...

Und dann, als er sie freigab, schaute er sich im Zimmer um. Alles war wie früher, nichts Fremdes, nichts Neues spürte sein Sinn und dennoch kam ihm wieder der Schmerz vorhin, nur leiser und feiner. Zogend fragte er: „Ludmilla, weißt Du noch, als ich fortlag?“

Sie nickte still.

„Ich blieb lange — es ist Herbst geworden, Ludmilla!“ Schmer fielen ihm die Worte, bitter-süßer. „Ich hatte hart zu kämpfen — nun habe ich alles erreicht, was ich wollte — ja — Ludmilla — aber —“ Er schloß die Augen. „Darf ich bei Dir bleiben? Gibst Du mir noch Platz am Herdfeuer?“ Aus seinen Augen war alles trotzig Siegesglücken geworden, ihn schien ein fahles Licht zu beschienen. Wenn sie nein sagte, mußte er wieder hinaus in den Herbst, allein dem Winter entgegengehen und ihn freißtelle.

Sie strich ihm mit aller Güte über die gefurchte Stirn. „Der Herbst ist ja die Zeit der Erfüllung,“ sagte sie langsam. „Und im Herbst wird das Herdfeuer vom Weib angezündet — weißt Du warum?“ lächelte sie leise.

Da juchzte er. „Ludmilla — ja, ich weiß es — ich soll Raß und Ruhe finden — Ludmilla — Du mein Weib — meine Heimat, Du — um Dich zu erlämpfen zog ich hinaus — nun halte ich Dich —“ und er küßte sie selig.

„Voi belli attendre“ (beinahe hätte ich warten müssen), sagte einst Ludwig XIV., damit andeutend, daß auch er, der mächtige Herrscher und Gebieter, nur mit genauer Not dem Schicksal entgangen, denn sich so leicht kein Sterblicher entzieht; zugleich funderte er damit aber auch, daß er wie andere Menschen Furcht vor den Qualen des Wartens habe. Und wer wäre frei davon? Wer hätte nicht schon empfunden, welches Entzöhen, welches Herben in den Augenbilden des Wartens liegt. Doch was spreche ich von Augenbilden! Für den Wartenden gibt es keine solchen, für ihn werden die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Ewigkeiten. Jeder Wendelschiff der Uhr legt ihm eine drückende Last auf das Herz, jedes nahe und sich wieder entfernende Geräusch ist eine Marter für das Gehirn, dem es unmöglich ist, eine Beschäftigung zu erfinden, die über die endlos scheinende Zeit hinwegzuführen vermag. Wie viele Bücher kann ein Wartender öffnen und schließen, wie oft sich an die Arbeit setzen und wieder aufstehen, das Zimmer verlassen und dahin zurückkehren, das dem Fenster sehen, mit großen Schritten auf- und ablaufen — alles in dem Zeitraum von weniger als einer Viertelstunde. Er mag sonst niemals ein eifrig darauf bedacht sein, seine Zeit gut und nützlich anzunwenden; er mag stundenlang ins Blaue starren, einen großen Teil des Tages auf müßige Werke verbringen können — die kurze Spanne Zeit, die er zu warten gezwungen ist, scheint ihm unendlich tollbar, ihr Verlust unerträglich, ein Raub an seinem und dem Glück anderer. Der Wartende wird leicht heftig, reizbar, unzufrieden mit sich und der Welt, und nur wenige Menschen gibt es, die diese Prüfung bestehend, Gemüthsruhe und Gleichmut bewahren.

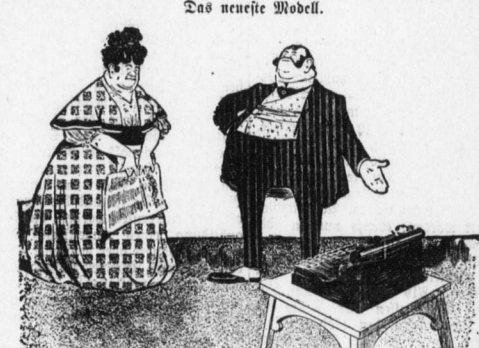
Das neueste Modell.

Parvenu: Hier habe ich eine Schreibmaschine für unsere Korrespondenz gekauft.
Frau: Nun, hast du wenigstens eine genommen, die orthographisch richtig schreibt?

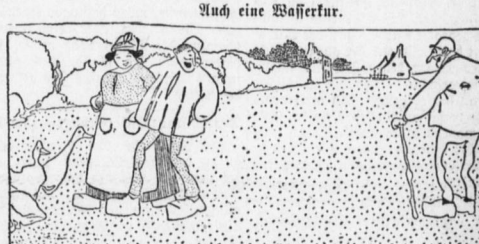


Fräulein Elli hat einen sehr schüchternen Liebhaber, den Iristischen Dichter Appianus Reimberger. Bei einem gemeinsamen Ausflug ins Grüne lieft er seiner Angebeteten 2 Stunden lang seine poetischen Ergüsse vor, stürmische, leidenschaftliche Liebeslieder. „Ach“, ruft Elli, als er beendet, „sehr schön, wunderbar — aber noch himmlischer müßte das sein, solche Dinge zu erleben!“

— Scherzfrage. Warum gibt Homer dem Odysseus den Beinamen „Ulixeischer“? — Weil Odysseus auf seiner Heimfahrt „verscherzter“ wurde.
— Mithraisch. Kriminalbeamter (im Café zu seiner Frau): „In der hübschen jungen Dame, die gerade hinausgeht, erkenne ich eine langgesuchte Hochstaplerin! Der muß ich nachgehen!“ — Gattin: „Nein, du bleibst, du Schwindler!“
— Mitleid. Süßes mitleidsvolle Betrachtung beim Anblick eines Ertrunkenen: „Armer Kerl, daß er gerade im Wasser ertrinken mußte!“
— Berechtigter Zweifel. Ein Gast ist in einem Wirtshaus Hofenbraten. Eine kläglich mißene Rage sieht ihm zu. Er ruft den Kellner: „Hofenbraten soll das sein?“ „Aber gewiß — gewiß!“ — „Na hörten Sie mal, ich glaube der trauernden Witwe da mehr als Ihnen!“



— Ein treuer Wächter. Wirt (mit seiner Frau am Fenster sitzend, als ein ehemaliger Stammtischgenosse vorbeikommt): „Unserem alten Registrator scheint's auch schon leid zu tun, daß er das Biertrinken aufgegeben hat... Schau nur, wie der Hund immer an der Leine ziehen muß, wenn sie hier vorbeikommen.“
— Richtig. Vater (zum kleinen Mar, der sich stark beschmüht hat): „Mar, wie siehst du aus! Du bist doch ein wahres Ferkel!“ (Der Registrator scheint's auch schon leid zu tun, daß er das Biertrinken aufgegeben hat... Schau nur, wie der Hund immer an der Leine ziehen muß, wenn sie hier vorbeikommen.“
— Mar, „Jawohl, Papa — einem großen Schwein sein Kind.“



Auch eine Wasserur.

„Was hat der Doktor gesagt?“ — „I soll a Wasserur durchmachen.“
„Wie machst du das?“ — „I trint dem Panschingen sei Wein.“

Bescheidene Bitte. Bauer (zum Postbeamten): „Bitte, sei so gut und schreib' mir an meinen Sohn, der beim Militär ist, eine Karte, aber recht bumm, sonst glaubt er nicht, daß sie von mir ist!“
— Der schlechte Stoff. „Nun? Was haste in dem Paket?“
„E Stoff for ei Hemd!“ — „Zeig her!“ — So a Stoff! Der taugt nich, der läßt sich ja nich a anziesmal waschen!“ — „So e Gered! Wer sagt, daß ich ihn waschen laß?“



Ein Mann von Ruf.